



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sütterlin, Ludwig: Die europäischen Sprachen und der Krieg

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die europäischen Sprachen und der Krieg

Von Professor Dr. Ludwig Sütterlin



Der Sturm des gegenwärtigen Krieges hat im Meer der Völker die Wellen mächtig erregt und durcheinandergewühlt. Blut ist nicht mehr dicker denn Wasser: wir hassen unsern britischen Better, wie sich nur Verwandte hassen können, und fechten und sterben Schulter an Schulter mit Ungarn und Türken, die einst die Nacht einer Völkerwanderung meteorgleich herniederfandte auf unsere Fluren.

Dieser Bruch mit alten Gewöhnungen und der dadurch veranlaßte Wettersturz der Gefühle scheucht auch die Sprachwissenschaft auf in ihrem stillen Gemach: das vergangene Jahrhundert, in dem das aus der Asche des Weltbürgertums neu erglimmte Feuer des Volkbewußtseins den Lauf der Geschichte bestimmte, hatte ihrem Bemühen auch einen äußerlichen Zweck verliehen und in ihr vielleicht zuweilen den Bahn gewekt, sie trage der Strom der Welt als ihren Propheten.

Die krause Gegenwart enttäuscht sie nun zunächst, indem sie ihr manches Traumgebilde abstoßend verdeutlicht: denn aus dem alten Märchenlande Indien, dessen Schriftwerke einst ganz Europa begeistert hatten, die Verehrer Herders ebenso wie die Jünger Schellingscher Natur- und Religionsphilosophie, dessen vollendete reiche Sprache ihr vor hundert Jahren selbst ins Dasein half, treten ihr jetzt messerschwingend die braunen Eingeborenen entgegen, die Inder, deren Urväter die heiligen Veden gedichtet und das „himmlisch-schöne“ Schauspiel Sakuntala! Läßt die sprachliche Buntheit auf beiden Seiten der Kämpfenden und die Gleichgültigkeit uns sprachlich nahestehender Zuschauer nicht auch noch befürchten, daß ihre Arbeit fürderhin gar keinen Wert mehr habe für das Leben? Wäre die Sprache, die uns Deutsche doch noch einte in den trostlosesten Zeiten, fortan kein Band mehr für die Völker? Und sollte man die sprachlichen Entlehnungen von Land zu Land, die sicheren Zeugen für den Austausch des Kulturgutes, künftig nur zusammenstellen dürfen als Beweise für völkischen Undank?

Ein schärferer Blick in die Geschehnisse zeigt solche Befürchtungen als kleinmütig. Denn ganz ist die Sprache doch nicht ausgeschaltet aus dem Spiel der Kräfte, das die Verhältnisse des Lebens gestaltet: jedenfalls spiegelt sich die Gesinnung der Staaten auffällig wieder in den gegenseitigen Beziehungen der

Sprachen, und der Sprachforscher sieht Fäden, die nicht zufällig und nicht bedeutungslos sein können.

Sollte er nicht wagen dürfen, den Gang der Dinge auch damit zu erklären?

Der Grundpfeiler, auf dem die gesamte Sprachwissenschaft im Lauf der letzten hundert Jahre ihr mächtiges Gebäude aufgerichtet hat, ist die Erkenntnis, daß die indogermanischen Sprachen eine Einheit bilden.

Dieser Grundpfeiler ist für das heutige Empfinden verschüttet. Einem Gebildeten kann man die indogermanische Verwandtschaft in der Hauptsache klar machen durch die Nebeneinanderstellung von Zeitwortsformen (wie lateinisch *dixi* und griechisch *ἔειξα*) oder durch Vergleichung von gewöhnlichen Wörtern, besonders der Verwandtschaftsnamen, Fürwörter oder Zahlwörter. Einem Krieger unseres Ostheeres nützt diese indogermanische Verwandtschaft nichts, da die dem Deutschen und Russisch-Polnischen noch gemeinsamen Erbwörter im Klang jetzt gewöhnlich weit auseinandergehen; etwas bessere Dienste leisten ihm schon die wenigen Ausdrücke, die wir dem Slawischen entlehnt haben, wie Droschke, Pallasch, Säbel-Sabel, sowie die viel zahlreicheren, wofür die Russen uns verpflichtet sind: teils reindeutsche wie Band, Bank, Butterbrot, Feuerwerk, Halstuch, Berückenmacher, Schlagbaum, teils romanische oder sonst fremde in unserer Lautgebung wie Apfelsine, Zewelier, Kartoffel, Preiskurant. Am besten aber kann er sich durchhelfen mit französischen Entlehnungen, die auch bei uns üblich sind, wie Balkon, Kommode, Kompott, Lampe, Möbel, Restaurant; als Kenner des Französischen verständigt er sich auch noch mit einigen uns jetzt abgehenden, aber im Slawischen noch lebendigen Lehnwörtern aus dem Französischen wie *débarcadère* „Bahnhof“, *diligence* „Eilwagen“, *gazette* „Zeitung“; dagegen braucht er sich auf das Englische nur selten zu stützen, so bei dem Ausdruck „Schienen“ (englisch *rails*), schon nicht mehr bei Beefsteak, Pudding und Punsch oder — bei Waterklosett.

So sucht also die gewöhnliche Lebenserfahrung die Brücke zwischen Deutschen und Slawen an der falschen Stelle, auf der Seite der Lehnwörter, nicht in der Gegend der Erbwörter.

Der nachdenkliche Geist der Allgemeinheit dagegen steht — in noch schärferem Gegensatz zu der Wissenschaft — hier überhaupt keine Brücke, sondern nur eine Kluft: er entdeckt zwischen den Völkern überall nur Verschiedenheiten und faßt diese zusammen unter dem Begriff der Rasse. Die indogermanische Sprachwissenschaft kann ein Lied singen von dieser Rassenfrage, leider kein rühmliches: denn mit fliegenden Fahnen und voreiligem Siegesgeschmetter ist hier die Forschung auf Jahrzehnte hinaus in eine hinterhältige Sackgasse geritten.

Man erklärte die Sprachverwandtschaft als Folge einer Völkerverwandtschaft und schrieb auf Grund einiger Andeutungen bei alten Schriftstellern nicht nur den Germanen, sondern auch dem Urvolk hohen Wuchs zu, blaue Augen, weiße Haut und blondes Haar, dazu später noch Langschädeligkeit. Glieder dieses Herrenvolkes, bei dem die Auslese der rauhen Urheimat während der

Bereifung Europas diese milde Art des Albinismus heranzüchtete, mußten nach den kühnsten Vertretern dieser Lehre alle großen Männer sein, nach Chamberlain in den „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ auch Christus.

Aber Kronos verschlang auch hier nach und nach wieder alle seine Kinder. Zunächst konnte der nicht abzuleugnende dunkle und rundköpfige Teil des indogermanischen Volkstums nur eine unechte Beimischung sein, Reste von unterworfenen Stämmen und Rassen. Nur stellte sich bei genauerem Hinsehen diese Beimischung heute als Hauptteil heraus, nicht nur bei den andern indogermanisch redenden Völkern, sondern schließlich auch bei den Germanen, wo die angeblichen Rassenmerkmale von Norden nach Süden abnehmen, bis zum Verschwinden: während die seinerzeit von Virchow angeregte Untersuchung der Schulkinder für Lauenburg 45 Blonde ergab unter 100, für Baden nur 24, entdeckte die Schädelmessung unter 100 Köpfen in Südbaden 95 runde, in Friesland nur 49; und ebenso, verglichen nach Städten, in Freiburg 93 runde, in Bremen nur 42.

Daß sich freilich die Bewohner verschiedener Gegenden an Körper und an Geist unterscheiden, zeigt schon in Baden das Nebeneinander von Alemannen und Franken, bei den Slaven der Gegensatz von Russen und Polen, ähnlich wie am Nil die edlen Gestalten der Hieroglyphenbilder mit ihren Mandeläugen hervorleuchten aus der armseligsten Fellachenbevölkerung. — Aber die Ursachen dieser Unterschiede und die Tragweite ihrer Wirkungen kann den Sprachgelehrten nur die Naturwissenschaft ergründen, sie, die der Sprachforschung schon so manchmal vorwärts geholfen hat, durch Darwin, Brücke, Helmholtz; sie leuchtet dann auch heraus aus dem Zweifel darüber, ob man ein solches Merkmal für ein altes Erbstück halten müsse aus dem Hausrat der Väter oder für eine junge Errungenschaft, gewonnen im gemeinschaftlichen, gleichgestellten Kampf ums Dasein.

Bis dahin meidet man am besten das Meer schwankender Vermutungen in der Rassenfrage und richtet sein Haus nur ein auf dem sicheren Grund der Erde, der Sprache. Schon diese lehrt für heute genug durch die drei Kreise, die sie uns in Europa als festumwallte Einheiten entgegenstellt, das Romanentum, das Slawentum und das Germanentum.

Die romanische Welt liegt unter diesen drei Einheiten dem Blick der Öffentlichkeit am freiesten da, und durch die Brille des Lateins sieht er deren Zusammengehörigkeit als etwas Gegebenes an, mehr als der äußerliche Sachverhalt zunächst rechtfertigt. Die Lupe des Forschers verfeinert das Bild um vielfache Züge und Abtönungen. Wenn sie zwischen den vier bis fünf Hauptgebieten noch den einen oder anderen eigenen Kreis entdeckt, so neben der Mundart der Nordfranzosen noch das Provenzalische, und ihm zur einen Seite, besonders in der welschen Schweiz und Savoyen, das Frankoprovenzalische, andererseits, gegen die Pyrenäen zu, die Katalanen, so mildert diese Einfügung nur die Schärfe der Übergänge zwischen den Hauptgebieten und legt den Zaun

wieder nieder, den die Entwicklung ihrer Schriftsprachen errichtete. Denn wie der Näherstehende in dem Provenzalischen ein notwendiges Bindeglied erkennt zwischen Französisch und Italienisch, und wie das Frankoprovenzalische vermittelt sowohl zwischen Französisch und Provenzalisch als zwischen diesen beiden und dem Italienischen, so schlägt das Katalanische wieder zwischen Provenzalisch und Spanisch eine geistige Brücke, die ihre Pfeiler über die Pyrenäen und die burgartige Kuppe des Montserrat spannt bis gegen Valencia, in gewissem Sinn als Entschädigung für die Lücke, die bei der wirklichen Brücke der Vidassoa das Baskische zwischen die romanischen Völker reißt. Das bißchen Spanisch, das der sonst so sprachfaule Franzose hier an der Grenze in der Schule des Lebens lernt, als Kneipwirt in Luchon oder als Kutscher und Badediener in Biarritz, füllt diese Lücke in keiner Weise aus und verschwindet gegen die Dienste, die der rege Katalane für die Völkerverbrüderung leistet. — Eine Fahrt östlich dagegen über den Mont-Cenis bringt uns ähnlich nicht nur bei Pignerolo in Waldenserdörfern, mit deren Bewohnern wir uns ohne Mühe auf französisch unterhalten, sondern mit Oberitalien überhaupt in ein Gebiet, wo für das Ohr des Fernstehenden ein halb französisches Italienisch erklingt.

Nur die rumänische Scholle hat die slawische Flut von ihrem Mutterboden gelöst und in das Land zwischen Donau und Bukowina verschlagen, wo sie zwar sprachlich in manchen Einzelheiten stark an ihre Nachbarschaft gebunden ist, so durch eine das einheimische Sprachgut fast erstickende Fülle von slawischen Fremdwörtern, wo sie aber ihr lateinisches Aussehen doch nicht nur beibehielt, sondern durch Wortanleihen bei Italienern und Franzosen später wieder kräftig auffrischte. Man schätzt daher im Kreise ihrer Bewohner das Deutschtum und das Deutsche Reich sehr hoch, am ehesten an den leitenden Stellen und innerhalb des Judentums, und füllt darum in der Hauptstadt gern die weiten Säle der vielseitig gegabelten deutschen Schule; aber das Herz zieht die breiteren Schichten des Volks in diesen Tagen doch unzweideutig hinüber zu den Franzosen, schon aus Abneigung gegen die mit uns verbündeten Ungarn.

Diese landschaftliche Einheitlichkeit verstärken aber in der Gemeinsprache auf das allerkräftigste geschichtliche Ausgleichungen doppelter Art.

Einmal haben sich die Romanen immer und überall als Nachkommen der alten Römer gefühlt und in ihren Reichen nicht nur das Lateinische lange als eigentliche Schriftsprache verehrt und verwendet, sondern auch dem Baum ihrer schriftsprachlich schon feststehenden Landessprache fortwährend neue Reiser aufgepfropft, so in Frankreich vor allem zur Zeit Karls des Großen und im Zeitalter Franz des Ersten, in Spanien im vierzehnten Jahrhundert und später in den Tagen Calderons.

Diese Ausbeutung des Erbes der Alten, die sogar den Sagbau zeitweilig in die Geleise Ciceros zurücklenken wollte, ist heute nur dem gelehrten Auge erkennbar. Der gemeine Mann führt daher auf romanischem Boden jetzt ahnungslos Wortformen im Munde, die sich für den Kenner der Sprachgeschichte

an ihm ausnehmen wie Ausdrücke Wulfilas im Munde eines Schweizer Bergführers, Wortformen übrigens, die für die heutige Begriffswelt des Romanen ganz unentbehrlich geworden sind, wie französisch facile, fertile, juste, crime, penser, trahir. Tatsächlich sind sie wegen der engen Verwandtschaft zwischen Latein und Romanisch für ihn aber kaum etwas anderes als für uns Ausdrücke, die eine jüngere Zeit wieder aus dem Altdutschen hervorsuchte, Ausdrücke wie bieder, Fehde, Halle, Hort; denn sie sind Fleisch von seinem Fleisch, während wir mit unsern griechisch-lateinisch-romanischen Entlehnungen bunte Seidenlappen einsetzen in unser einheimisch einfarbiges Wollkleid. Aber nicht nur mit gelehrtem lateinischem Tuch hat der Romane in allen seinen Reichen gern eine begriffliche Blöße verdeckt, sondern auch mit romanischen Stoffen aus anderer Gegend.

Schon die beiden französischen Sprachgemeinschaften helfen sich gegenseitig vielfach aus, wenn auch die Schlußabrechnung die Einfuhr nach der Provence als größer erweist als ihre Ausfuhr nach Paris. Denn die wenigen südlichen Ausdrücke, die als verbleibende Tropfen aus einem geschichtlich lange Zeit rieselnden Bach noch heute im Norden Heimatsrecht genießen (abeille „Biene“, rossignol „Nachtigall“), wiegt der verzehrende Einfluß mehr als hundertfach auf, den der Norden als Quelle der Schriftsprache und als Herd des ganzen Staatsgebäudes bis in die entlegensten Gebirgsdörfer übt; er schlägt sich zum Beispiel in einem Auvergnedorf bei Clermont-Ferrand sprachlich nieder in mundartlich zugestutzten Entsprechungen für facture „Rechnung“, fatiguer „ermüden“, féliciter „Glück wünschen“, maigre „mager“ und vielen andern.

Einen viel weiteren Ausblick gewähren die Entlehnungen aus einer der sonstigen romanischen Hauptsprachen in die andere, Entlehnungen, die entweder die Alpen übersteigen oder die Pyrenäen oder beide, je nachdem sie von Frankreich ausgehen oder von Italien, seltener von Spanien. Da hier im Mittelalter erst Frankreich den Reigen anführt, dann aber, mit der Wiedererweckung des klassischen Altertums, Italien die hohe Schule wird für die Wissenschaft, für Handel und feines Gewerbe, für die Kunst des Pinsels und der Töne, aber auch des geselligen Lebens wie des rauhen Krieges, bis schließlich — nach einer vorübergehenden kurzen Blüte Spaniens — Ludwig der Vierzehnte doch wieder seine Franzosen in den Vordergrund schiebt, so wechseln Ebbe und Flut an allen Stellen mehrmals ab. So tragen in Italien französisches Gewand eine Reihe von Ausdrücken wie arnese „Harnisch“, bersaglio „Zielscheibe“ (davon bersagliere „Scharfschütze“), und französisch ist die ganze Endung -iere. Der Gondoliere in Venedig nennt sich also ähnlich vornehm wie ein deutscher Lagerist oder ein Hühnerologe. Das Französische ist noch viel gastlicher gewesen. Allein aus Italien beherbergt es nicht nur eine umfangliche Schar von Einzelwörtern wie bal „Ball“, balcon „Balkon“, guide „Führer“, moustache „Schnurrbart“, sondern als Endung vor allem die Form -esse (in forteresse „Festung“, jeunesse „Jugend“, noblesse „Adel“), die übrigens noch nach Spanien weiterwanderte: die spanische grandeza sieht von hinten also italienisch aus.

Auf diese Innigkeit der Beziehungen innerhalb des romanischen Verwandtschaftskreises wirft das richtige Licht erst die Tatsache, daß sich dieses selbe Gebiet gegen das Germanische im Vergleich dazu wie durch eine hohe Mauer abschließt, die nur in der Zeit der Völkerwanderung ein einigermaßen offenes Tor hat für einzelne Wörter aus dem Bereich des kriegerischen und staatlichen Lebens, der Landwirtschaft oder der Schifffahrt (aune „Eile“, bateau „Schiff“, gazon „Wiesen“, blanc „blank“, laid „leid, häßlich“, riche „reich“) und ausnahmsweise auch für die Endung -ard, die aus Eigennamen wie Eberhard, Reginhard-Reinhard (französisch renard „Fuchs“) übersprang auf andere Stämme (so französisch in communard „Mann der Kommune“, vieillard „Greis“), daneben auch für zahlreiche Personennamen, darum auch für Raymond „Raimund“, den Vornamen des Mannes „mit der geballten Faust“, Poincaré, wie für Garibaldi.

Von diesen Romanen durch eine Welt geschieden ist der große, auch wieder fest umschlossene Kreis der Slawen, nicht nur räumlich, sondern auch in Wesen, Leben und Sitte, und nicht zum mindesten in der Sprache.

Während der Romane die Wortbiegung durch Hilfsörter ersetzt (meist durch Präpositionen: de la tête, à la tête) und die einfachen Zeitwortsformen des Lateins in Wortgruppen auflöst (lateinisch donavit: französisch il a donné), die freilich wieder zusammenwachsen können (il donner-a eigentlich „er hat zu geben“), verfügt der Slawe mit Ausnahme des Bulgaren, der sich hierin — wie in der Anwendung des Artikels — dem Romanen gleichstellt, noch über sieben aus alter Zeit lebendig gebliebene Kasus und über ein ausgeprägtes Zeitwort, allerdings in auffällig altertümlicher Form. Während nämlich das gesamte Westeuropa vor allem die Zeitstufen hervorhebt, das Verhältnis zum Augenblick des Sprechens, und die Vergangenheit scheidet von der Gegenwart, schildert der Slawe eher die Art des Verlaufs einer Handlung nach Augenblicklichkeit oder Dauer. Was der Franzose also ausnahmsweise durch das Nebeneinander von Imperfekt und Perfekt andeutet (il allait — il alla), und was wir als Unterschied empfinden bei er wacht — er wacht auf, das ist für den Slawen der springende Punkt. Der Satz „Die Schwalbe flog zum Nest“ lautet für ihn also dreifach verschieden, je nachdem er einen einmaligen ganzen Flug im Auge hat, oder nur die Ankunft im Nest, oder einen mehrmaligen Flug.

Eine Altertümlichkeit ist auch die Beweglichkeit des Worttons der meisten slawischen Sprachen, des Russischen, Bulgarischen, Serbokroatischen, Slowenischen und des Kaschubischen, die hierin das Griechische übertreffen, indem sie nicht an die letzten drei Silben des Wortes gebunden sind, sondern auch die viert-, fünft-, sechstleze Silbe betonen können. Daher heißt bei den Serben der eine österreichische Landesteil Bukowina (russisch Bukowina), der andere, nach einem Herzog Stefan benannte Herzegowina; in Bosnien nennt man die Hauptstadt Sarajewo, einen Bewohner von ihr Sarajewac, eine Bewohnerin aber wieder Sarajewka. Nur das Polnische hat den Ton fast überall auf der vorletzten

Silbe festgelegt, das Tschechische und Serbische auf der ersten: der polnische Verfasser von „Quo vadis“ heißt also Sjenkiewitsch, dagegen die Beamten des Kaisers Matthias, die man zu Beginn des dreißigjährigen Krieges in Prag aus dem Fenster stürzte, Mártiniš und Sláwata, der Schlachtort des Jahres 1866 Sádowa. Dazu kommen als weitere Vorzüge einmal eine reich entwickelte Fähigkeit der Wortableitung und noch mehr eine große Freiheit in der Wortstellung, die in Verbindung mit einer meist vorhandenen Vierzahl der Partizipien und einer beispielsweise in der russischen Schriftsprache zu Gebote stehenden Zweizahl der Gerundien die Verknüpfung der Gedanken sehr erleichtert, vielleicht mehr als die unselige deutsche Verschachtelung der Nebensätze.

Alles in allem stehen also die slawischen Sprachen auf einer hohen Stufe.

Aber auch rein lautlich sind sie besser als ihr Ruf, und ihre Kenner stellen sie trotz ihrer vielen Zischlaute und trotz ihrer zahlreichen Palatalkonsonanten an Klangfülle vor das Deutsche. Das Russische jedenfalls ist mindestens ebenso vokalreich wie das Deutsche — eine Probe hat auf 100 Laute im Russischen 42 Vokale ergeben, im Deutschen nur 36 —, und diese Vokale wechseln ziemlich bunt untereinander ab, ungeachtet vielleicht einer gewissen Vorherrschaft des a: eine Stichprobe aus Turgenieff enthielt 53 a gegen 40 andere Vokale, eine kleinrussische Probe allerdings nur 38 a gegen 148 sonstige Vokale. — Und in der Tonführung nimmt es das Serbische wenigstens mit den melodischsten deutschen Mundarten auf, weil es in den Tonstufen Abstieg und Anstieg nach Stärke und Höhe scharf auseinanderhält: denn damit scheidet es zwischen seinen Formen ähnlich, wie der Rheinländer zwischen dem Dativ Baum und dem Akkusativ Baum.

Wie stellen sich aber die Slawen untereinander, und wie stellen sie sich zu uns?

Zunächst heben sich aus ihrer großen Masse zwei geschlossene Gruppen heraus: die südliche der Slowenen, Serbokroaten und Bulgaren, unter denen die Bulgaren auch sprachlich heute am ehesten einen eigenen Weg gehen, wie sie auch ursprünglich ein finnisches Volk waren, das die Sprache der von ihm unterjochten Slawen annahm; daneben die westliche Gruppe der Polen, der Sorben und der Tschechen, zu denen man als Unterabteilung die Slowaken stellt, die übrigens nicht alle im Ausland Mausfallen verkaufen, sondern in der Mehrzahl zu Hause Liptauer Käse bereiten, den Acker pflügen und Wein ziehen; die dritte und größte Gruppe, die Russen, rechnet man am besten für sich, nicht zu den Südvölkern; sie zerfällt in die nördlichen Großrussen, die südlichen Kleinrussen (Ruthenen oder Ukrainer) und in die Weißrussen im Westen.

Bedrohlich ist bei dieser Verteilung der Widerstreit zwischen Sprachgebiet und Staatshoheit.

Die Kleinrussen bevölkern noch ganz Galizien und stoßen da im Süden, bei Czernowitz, an die ungarländischen Rumänen; und das Serbische erfüllt

nicht nur die ganze Strecke vom Timof bis zum Adriatischen Meer, vereinigt also das alte Königreich Serbien, Altserbien und Montenegro mit Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien, sondern deckt sich sachlich auch völlig mit dem Kroatischen, und Grund zu der Trennung in serbisch und kroatisch ist — außer der Verschiedenheit des Bekenntnisses — nur die Form der Buchstaben: die rechtgläubig-griechischen Serben schreiben eigene Zeichen, die römisch-katholischen Kroaten dagegen die lateinischen Buchstaben. Dazu wurzelt die ganze kroatische Schriftsprache überhaupt im Serbischen, und ihr Begründer Bul Stefanowic Karadschic (1767—1864) gehörte durch seine Eltern nach der Herzegowina und nach dem nördlichen Montenegro.

Die einzelnen Sprachen dieses Kreises sind nun an sich zwar deutlich voneinander geschieden, so daß der Tscheche Schafarik im Jahre 1825 seine Geschichte der slawischen Sprache und Literatur deutsch schreiben mußte, um nur in Österreich-Ungarn allen slawischen Stämmen verständlich zu werden.

Doch ist diese Verschiedenheit keine unübersteigliche Scheidewand, am wenigsten in der Schriftsprache.

Denn wie im Romanischen das Latein, so thront über den slawischen Einzelsprachen die Kirchensprache des Albulgarischen, die für die südliche und die östliche Gruppe lange Zeit die einzige Schreibform war, für das Russische über Peter den Großen hinaus, für das Serbokroatische bis zum Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Darum führt gerade der russische Wortschatz — trotz der erfolgreichen Reinigungsbestrebungen des Geschichtsschreibers Karamsin (1766 bis 1826), des Fabeldichters Krylow (1768 bis 1844), des Schauspielers Gribojedow (1793 bis 1829) — vor allem in der Dichtung noch heute manche Ausdrücke in kirchenslawischer Lautung weiter, so *wrémja* „Zeit“ (neben nordrussisch wirklich vorliegendem *wéremja*), so den Namen Wladimir neben seiner Abkürzung Wolodja.

Aber auch ohne dieses Kirchenlawische sind die heutigen Schriftsprachen der Slawen einander doch so ähnlich, daß eine gute Kenntnis der einen schon das Verständnis der andern ermöglicht, vor allem im Druck. Mag der Ausdruck auch einmal wechseln, so klingen doch Lautgestalt, Wortbildung und Wortbiegung immer ziemlich aneinander an.

Und im mündlichen Verkehr steht es wohl ähnlich.

Zwar sind alle slawischen Hauptsprachen mundartlich stark gespalten. Dennoch entdeckt hier nicht nur die Forschung überall Berührungspunkte in der Gestalt allmählicher Übergänge, sondern auch die lebendige Erfahrung: wenn selbst ein Ausländer mit einiger Kenntnis des Russischen auch in einer polnischen Unterhaltung manches aufschnappt und sich in Montenegro und Bulgarien sogar bei den unteren Volksschichten durchhelfen kann, wie viel eher ein gebürtiger Slawe, zumal mit Bildung und Geschick!

Noch machen die Slawen von dieser sprachlich erleichterten Möglichkeit engeren Zusammenschlusses keinen allgemeinen Gebrauch, sondern liegen sich

vielfach in den Haaren: während die Serben mit den Bulgaren streiten um Mazedonien, läßt im kaiserlichen Rußland der Großrusse den Kleinrussen fast ebensowenig aufkommen, wie den Polen, der in Galizien den Ruthenen auch seinerseits nur quält.

Die russische Abneigung gegen Deutschland, die schon früher jedes russische Ungemach Bismarck in die Schuhe schob, und die schon damals weite Schichten einen Krieg mit unserm Reich als einen halben Kreuzzug betrachten ließ, wie mir ein befreundeter Gutsbesitzer einst offen ins Gesicht gestand, findet die kleineren slawischen Brüder noch nicht richtig bereit zur Gefolgschaft, schon weil diese Angst haben müssen von der Moskauer Knute, die Andersgläubigen und Freigeistigen auch vor den Schnüffeleien des heiligen Synods.

Die Zukunft kann das ändern. Dann aber bringt sie uns nicht weniger Gefahren als dem britischen Vetter, der sich dann natürlich wieder seiner germanischen Abstammung erinnert.

Wie steht es nun mit dieser Abstammung, und wie überhaupt mit den Brüdern aus dem germanischen Hause?

Nachdem das Wirrsal der Völkerwanderung von den drei Zweigen des germanischen Sprachstammes den östlichen abgetrennt und zertreten hatte mit der hoffnungsvollen gotischen Blüte daran, stand allein noch der skandinavische Zweig dem bisher westlichen und jetzt allgemein festländischen gegenüber, an dem sich das Friesische, damals noch zwischen Nordsee und Leine, mit seinem nordöstlichen Nachbarn, dem Angelsächsischen, von dem sonstigen Deutschen abhob. Auch als die Angeln mit den angrenzenden Sachsen auf das bisher rein keltische Britannien übergesetzt waren, hingen sie noch geistig zusammen mit ihren festländischen Verwandten. Dieses Band zerrissen erst die Einfälle der Nordmänner: weniger der unmittelbare von Dänemark aus, der den ganzen Oststreifen zwischen Tweed und Themse losriß und hier von 800 bis über 1100 hinaus dem Nordischen eine sichere Stätte bereitete, an die noch heute nordische Wörter im Englischen erinnern wie law „Gesetz“, bylaw „Ortsgesetz“, sky „Himmel“ und to take „nehmen“, als die mittelbare, über die Normandie hinweg seit dem Jahre 1066: nachdem diese Wikinger an der französischen Westküste im Laufe von hundertundfünfzig Jahren französische Sprache und Sitte angenommen hatten, hielten sie in England dreihundert Jahre so zäh daran fest, daß sie damit England sprachlich in ein ganz neues Fahrwasser steuerten, und daß darum der Deutsche jetzt dem echten Altenglischen weniger ratlos gegenübersteht als die Nachfahren der sagenhaften Hengist und Horsa. Daß der König und sein ganzer Hof nur Französisch verstanden, Gericht und Parlament nur in Französisch verhandelten, hatte zur Folge, daß heute nach einem Wort Lessings die Sprache der britischen Insel in der Hauptsache Französisch ist, nur englisch ausgesprochen, und daß zur Ausstattung des nicht klassisch gebildeten Engländer ein Wörterbuch gehören soll, das ihm die fremden Ausdrücke erklärt. Und als das einheimische Sprachgut vom Jahre 1400 an wieder mehr zu Ehren kam und die

Sprache gerade angefangen hatte, ihre inneren Unebenheiten zu glätten, strömte noch einmal Fremdländisches herzu, hauptsächlich Lateinisches und Griechisches, in den Tagen, die das alte Rom und das alte Hellas unter seinem mittelalterlichen Schutte hervorsteigen sahen, teilweise — im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts — auch Spanisches.

Seitdem zeigt die Sprache des Briten vor allem in Wortschatz und Wortformung ihr Doppelgesicht, und der Verfluß der Jahre hat die romanischen Züge darin nicht verwischt, sondern stets kräftiger herausgearbeitet.

Alles in allem hat also England sprachlich mehr als halb das Band durchschnitten, das es an Mutter Germania knüpfte, und sich damit — besonders Paris zuliebe — den Weg versperrt nach Berlin und Wien, den Weg aber auch zum Verständnis deutschen Wesens. Freilich ist dieser Weg für England etwas lang, dadurch, daß er über das ihm zunächst liegende Niederdeutsche zum Hochdeutschen hinausführt.

Doch hat der skandinavische Norden diesen mühevolleren Weg zu uns nicht gescheut! Das Dänisch-Schwedisch-Norwegische liegt uns von Haus aus durch manche Eigentümlichkeiten ferner als dem Englischen: so durch die Zerstörung der Beugung des Hauptworts und die dadurch notwendig gewordene festere Wortstellung, durch die Einschränkung des grammatischen Geschlechts, beim Zeitwort durch die Ausgleichung der Personalformen des Präsens (dänisch nicht nur han taler „er spricht“, sondern auch jeg taler „ich spreche“, in der Mehrzahl vi tale „wir sprechen“, I tale „ihr sprecht“), im Satzbau durch die Bildung von Beifügesätzen ohne einleitende Wortformen (in der Art des englischen the man, I saw, was a lawyer); fern liegt es uns auch durch die übrigens dem Deutschen entnommene Umschreibung der Leideform mit bleiben (nach der Weise des deutschen: der König bleibt geliebt, die Stadt bleibt geschützt).

Diese Kluft zwischen uns und unsern nordischen Verwandten hat der Lauf der Geschichte stellenweise ganz gangbar überbrückt. Denn über ein Jahrtausend lang strahlte deutscher Einfluß über Dänemark nach Schweden und Norwegen aus: vom Abschluß der Völkerwanderung, wo der Niederrhein den Nordländern über das Sachsenland hinweg die Siegfriedsage und die Wodansverehrung zuführte, über Gustav Adolf hinaus, bis zu Klopstocks Aufenthalt in Kopenhagen, wo zuerst der aus Norwegen gebürtige Dichter Holberg der schwellenden Flut einen Damm entgegensetzte, ja noch weiter, bis zu unsern Tagen, wo erst Geyer und Tegner sicheren Erfolg hatten in der Abwehr. Die Hanse, die in den schwedischen Städten sogar Anteil beanspruchte an der Verwaltung, einigermaßen auch die Reformation, mehr wieder der dreißigjährige Krieg und die daraus folgende staatliche Verkoppelung mit Deutschland, gaben dieser Strahlung ihre Richtung und ihre Kraft. Sie brachte sprachlich sogar niederdeutsche Wortbildungsmittel nach dem Norden (so die Vorsilben der Wörter be-gehen, ent-fallen, ver-laffen, und die Nachsilben der Wörter teil-

haftig, offen-bar, Dieb-erei, Falsch-heit, Fürst-in, höf-isch), und so viele deutsche Einzelwörter, daß es im Dänischen davon geradezu wimmelte: vor allem niederdeutsche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, hochdeutsche erst im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Solche deutschen Eindringlinge leben noch heute im Norden üppig fort, so bei den Dänen: achten, Angst, arbeiten, Bild, bleiben, Fastelabend, doch, je-je „je desto“, dazu unverfälscht hochdeutsche wie Kranz, plötzlich, treffen; bei den Schweden nicht nur brauchen, Bürger, frei, fremd, Edelstein, Schwertfeger, Schuhmacher, sondern auch wieder hochdeutsche wie kragen.

Das staatliche Zermürfnis zwischen Dänemark und Deutschland hat hier zwar gewirkt wie ein hoher Schutzzoll. Aber abgesehen davon, kommen uns die Nordländer doch auch heute sprachlich in weitem Maß entgegen, so daß besonders das geschäftige Kopenhagen den Reisenden anmutet wie eine halbdeutsche Stadt.

Leider können wir dem Norden dieses freundliche Wohlwollen nur unvollkommen vergelten, in Dänemark wegen der Schwierigkeit der gerade hier maßgebenden seeländischen Aussprache, in Schweden nicht so recht wegen der Eigenart seiner klangvollen Tonführung; kaum auch in Norwegen, nicht nur, weil das hier Schriftsprache gewordene Dänisch nicht in das Volk dringt, sondern auch, weil dem gerade im Volk der Einfluß des Englischen entgegensteht: weniger dank den hier bei billiger Unterkunft im Sommer Lachse angelnden Briten als infolge der gewinnbringenden Beziehungen der norwegischen Arbeiterklassen zu nordamerikanischen Häfen, Bergwerken und Fabriken.

Holland und das belgische Flandern endlich, mit denen sich der germanische Sprachkreis um uns herum schließt, sind gutes, deutsches Urland; abgesehen von dem friesischen Nordrand und den niederländischen Landschaften um die Dffel, ein Stammstück des fränkischen Gebiets, zu dem auch Köln gehört und die Pfalz, und die sprachlich wie nach der Art der Bewohner mit diesen Gegenden enger verwandt sind als der Badener in Heidelberg mit dem Badener in Freiburg. Aber sie sind ihrer Herkunft nicht so unentwegt treu geblieben, wie wir es gern erwarteten. Auch sprachlich hat diese Nordwestecke von Deutschland nicht mehr viel wissen wollen, nachdem sie seit dem Jahre 1200 ihre fränkische Mundart zur Schriftsprache erhoben hatte, und darum auch nur wenigen echtdeutschen Wörtern nachträglich noch Gastrecht gewährt, wie äßen, Harz, Kurzweil, Kranz, Spieß, verzagen, zerrén, Zierat, zittern, zollen.

Viel mehr Gnade hat bei ihr das Französische gefunden, da diesem — außer anderem — im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die hochstünige Gunst der burgundischen Herzöge Vorschub leistete, später die Verbindung mit dem Reiche Napoleons.

So ist das Land der Generalstaaten, das der Sprache seines neidischen Nachbarn England immer sehr kühl gegenüberstand und ihr früher nur selten einen Ausdruck entlehnte, ein behaglicher Hort des Französischen geworden:

besonders im Haag, das nach dem Ausspruch eines Zeitgenossen im Jahre 1641 von gallischen und holländischen Französlingen wie überflutet war; dort gaben sich nicht nur der Hof und alle Herren des Schwerts und der Feder ganz pariserisch, sondern noch im neunzehnten Jahrhundert war bei den höheren Schichten die Sprache des hier einst halbvergötterten Voltaire das modische Verständigungsmittel im Briefwechsel und in der Gesellschaft.

Wir ermessen die Wucht und den Umfang dieses nachhaltigen Einflusses am besten an dem traurigen Erfolg: nicht nur sind dort unsere südlichen Grenzmarken, die im siebzehnten Jahrhundert noch bis Boulogne reichten, jetzt weithin abgebrockelt; auch in Holland hat die Sprache von ihrem gallischen Vormund für immer eine Unzahl von Einzelwörtern übernommen: nach der Auswahl eines kurzen etymologischen Wörterbuchs, das im ganzen 8000 Formen zusammenfaßt, über 1000, gegenüber rund 650 aus dem Latein, 200 aus dem Deutschen und 68 aus dem Englischen.

Den Wall, der die drei hauptsächlichsten Sprachgebiete Europas so grundsätzlich voneinander scheidet, hat der Strom der Kultur also an verschiedenen Stellen überschritten und dabei sprachliches Gut zahlreich von der einen Seite auf die andere geschwemmt.

Sein Lauf geht im allgemeinen von Süden nach Norden und Osten, und er steigt bei seinem Vorschreiten stufenweise abwärts. Indem er erst von Rom ausgeht, dann von Paris, findet er den ersten bedeutenden Widerstand auf dem Ostufer der Weichsel. Hier staut sich sein Wasser in dem westlich davorliegenden deutschen Becken, bis es, zunächst gehoben durch einen mächtigen reindutschen Schwall, in neuem Ansturm nach Osten und Norden weiterbricht: so gelangt der Titel Caesar erst als Kaiser zu uns, dann als Zar bis nach Moskau; ebenso schon von den Goten aus das germanische Kuning „König“ in der Bedeutung „Fürst“ zu allen Slawen; dazu noch später der Name Karls des Großen, der den Ostleuten (als Král, Król) heute die Königswürde verkörpert und in den Personennamen Krall und Kroll zu uns zurückwanderte.

Wie viel unsere deutschen Fluren von diesem fremdländischen Wasser in sich aufgenommen haben, mögen wenigstens einige Zahlen veranschaulichen, die gleich nachher vergleichsweise einen Maßstab abgeben können für unsere Verdienste um den slawischen Osten.

Während sich der deutsche Wortschatz nach der kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten Rechnung tragenden Darstellung F. Seilers vor der Einführung des Christentums nur etwa 330 Fremdbrocken einverleibt hat, und ungefähr eben so viele nach der grundlegenden Zusammenstellung Friedrich Kluges, eignet er sich — wieder nach Seilers Wörterverzeichnissen — von da bis zum Ausgang des Mittelalters noch ein gutes Tausend weitere an, in der neueren Zeit außerdem gar noch 4800. Eine Hochflut brachte dabei der dreißigjährige Krieg: auf einer Streife in den Schriften des siebzehnten Jahrhunderts stieß

Frau Klara Hechtenberg-Collitz allein auf rund 3400 solcher Überläufer, davon die gute Hälfte mit Heimatsrecht auch noch bei uns. Aber auch das deutsche Fremdwörterbuch des gerade in Frankreich gefallenen Hans Schulz, dessen alleir erschienene erste Hälfte — nur als Auswahl — über 1600 Grundformen bespricht, hätte für unsere landläufige Gebildetensprache gut die gleiche Zahl erreicht.

Das meiste von diesem fremdländischen Stoff hält sich aber nicht an der Oberfläche des guten Schrifttums und der feinen Gesellschaft, sondern sicker nach und nach hinab bis auf den Urgrund der Mundart, im Süden und Westen freilich wohl mehr als im Innern des Reichs: jedenfalls führt der St. Galler Bauer gut 400 ausländische Ausdrücke im Munde, gegenüber einem berücksichtigten Gesamtwortschatz von höchstens 4000 Formen immerhin ein leidlicher Bruchteil; der Pfälzer dagegen in dem Heidelberger Vororte Handschuhsheim bringt es gar auf fast 700 Fremdwörter, bei einem Gesamtbestand von 20000 Wörtern für das ganze Dorf und von 10000 bis 15000 Ausdrücken für den einzelnen — nach der Schätzung von Philipp Venz —, glücklicherweise doch nur, um mit Klopstock zu reden, ein Tropfen am Eimer!

Demgegenüber kann der Einschlag nicht auffommen, den das Deutschtum bei dem sprachlichen Gewande des Slawen hinterlassen hat. Denn so sehr uns das über Böhmen ostwärts vordringende Christentum vorarbeitete, später die Geltung des Magdeburger Rechts und der Handel der Hanse, steht er bei den noch erhaltenen östlichen Hauptsprachen der Slawen in keinem rechten Verhältnis zu der Bodenfläche, die wir ihnen seit Karl dem Großen im Westen abgenommen haben, in keinem rechten Verhältnis auch zu der allgemeinen fremden Beimischung. Er ist — nach dem heutigen Stand wenigstens — sogar geringer als die meist durch unsere Vermittlung hindurchgegangene romanische Beeinflussung. In einem polnisch-französischen Wörter- und Gesprächbüchlein vom Jahr 1798 kommen auf 3500 bis 3600 polnische Ausdrücke im ganzen nur etwa 130 von deutscher Herkunft, aber 210 lateinisch-romanische (ein deutsches also auf 27 polnische Wörter, dagegen ein lateinisch-romanisches schon auf 19). Und in einem ähnlichen russischen Werkchen aus unserer Zeit stehen unter 2260 Ausdrücken 268 romanische, 56 rein deutsche und zwölf romanisch-deutsche (Gips, Matrose), sowie 15 englische, mithin ein romanisches neben acht bis neun russischen, ein deutsches neben 34 und ein englisches neben 151 russischen.

Freilich sind die deutschen Ausdrücke den Slawen mehr in Fleisch und Blut übergegangen als die ihm mehr zur Zierat und als Flitter dienenden Römlinge: denn die deutschen Entlehnungen bezeichnen Begriffe aus dem gehobenen Alltagsleben, Handwerke, Gegenstände der Hauseinrichtung, der Küche, des Handels, der Kleidung, des Kriegs und der Jagd, und sind der weiten Masse des Volkes eigen und vertraut, während das aus unserem Südwesten übernommene Sprachgut — durchgängig Ausdrücke für verfeinerte Lebensgewohnheiten — nur der Gebildete in den Mund nimmt.

Doch deuten solche Einzelwörter die geistige Abhängigkeit zwischen den europäischen Völkern nur ganz grob an, so wie die flüchtigsten Reihstiche eine später mit der Maschine ausgeführte Naht vorzeichnen. Unmerklich schlingen sich neben ihnen von Sprache zu Sprache noch zahllose andere, feinere Bänder, bei denen die entlehrende Gegend ihre Selbständigkeit äußerlich weniger aufgibt, und die gerade deshalb um so fester knüpfen. Sie schließen den ganzen Westen unseres Erdteils, Romanentum und Germanentum, teilweise auch noch das Slawentum, zusammen zu einer Einheit, deren ganzes Denken und Sprechen, in Wortschatz und Satzbau, der Geist des Lateins beherrscht.

Aber diese Verknüpfung mag noch so eng sein, einigen Spielraum bewahren sich die Glieder dieser Einheit doch noch zum eigenen Atmen und Leben. Das Wasser, das über die Grenze der großen Sprachgebiete flutet, verheert nur zeitweilig einzelne Felder, im ganzen dient es eher ihrer gleichmäßigen Befruchtung. Reißt die Welle dem Grenzdamm einmal eine größere Lücke, so sorgt die Zeit meist auch gleich wieder für ihre Schließung: man wird seiner Eigenart bewußt und stößt das Fremde aus, im großen und Kleinen. Der Germane segt bei sich das Romanentum aus, in Deutschland und Holland, in Dänemark und Schweden; der Russe wehrt sich gegen das Altbulgarische, wie der Scandinavier und Holländer gegen das Deutsche, und wie der Deutsche gegen das Englische; und so verdammt in Frankreich Malherbe auch die ausländischen Bestrebungen der Plejade.

Die Führer bei solchen Bewegungen treibt in der Regel das Gefühl für die Würde ihres Volkes, manchmal auch die Rücksicht auf den guten Geschmack. Unbewußt arbeiten sie aber auch für die Größe und die Stärkung ihres Volkstums: denn alles Ausländische in der Sprache richtet eine Scheidewand auf zwischen Gebildeten und Ungebildeten und ebnet dem Sieg und der Alleinherrschaft der fremden Sprache und eines fremden Volkes nur zu sehr den Weg, lähmt in einem Staate, wie uns Elsaß-Lothringen gezeigt hat, der Regierung auch vielleicht den Arm bei ihren Gegenmaßregeln.

Ein Staat vollends empfindet das Dasein fremder Sprachen noch viel mehr, zumal wenn er es mit einem jenseits der Grenzen gar herrschenden Volksteil zu tun hat.

Darum streben selbstbewußte Reiche, wie Rußland, Ungarn, auch Deutschland, in ihrem Innern möglichst nach sprachlicher Einheit; Frankreich dagegen schiebt langsam, aber bewußt und planmäßig durch viele stille Kanäle seine Sprache vor gegen Norden, in Belgien, wie es für sie wirkt in Rumänien.

Freilich kann das Ausland uns in diesen Dingen für die Zukunft überhaupt nur ein recht bedingtes Vorbild sein. Denn daß wir unsere germanischen Vettern noch enger an uns schließen, ist wegen der geographischen und der staatlichen Verhältnisse, und wie der Stand und der Lauf der Kultur gegenwärtig nun einmal ist, kaum möglich, wenn wir dem Norden und dem nächsten Westen sprachlich auch mehr Teilnahme zuwenden könnten. Um so mehr müssen

wir im eigensten, im deutschen Hause nach dem Rechten sehen. Für die Auslandsdeutschen haben wir Gott sei Dank schon vielfach ein offenes Herz und eine offene Hand, auch wo sie auf einem vielleicht schon verlorenen Posten stehen. Aber auch unmittelbar an den Grenzen, vor allem im Süden und Südwesten, müssen wir sprachlich nur auf das Gemeinsame sehen, nicht auf das Trennende. Nur wenn wir auch in der scheinbar ungelentesten Mundart des Elsaß den Hauch des deutschen Geistes verspüren und in den größten Lauten des Berner Oberlandes nur die „nachlässig rohen Töne der Natur“ heraus hören, vermeiden wir, beide dem Französischen in die Arme zu treiben, in denen sie selbst die gutmütigst gedachte Spöttelei eines Reichsdeutschen immer Schutz suchen läßt.

Und wenn wir künftig auch von unserer gerade in letzter Zeit auf Kosten der Literaturkenntnis etwas übertriebenen Wertschätzung der mündlichen Beherrschung der heutigen Auslandssprachen wieder ein wenig abkommen, und wenn wir ebenso die Sitte noch weiter einschränken, unsern Gebildetentöchtern wahllos, auch den unfähigsten und unwilligsten, im romanischen oder englischen Ausland die letzte Weihe zu geben für den Lebensweg, so kann das ihrer Bildung und unserm Vaterland nichts schaden. Denn das ist im Grunde doch nur eine farblose, verspätete Blüte aus der Zeit, da Lessing seinen Laokoon erst glaubte französisch schreiben zu müssen, aus der Zeit, da Johannes von Müller in der Berliner Akademie der Wissenschaften den Geburtstag des großen Friedrich noch feierte durch eine Rede über „La gloire de Frédéric“; es ist — schillerisch geredet — eine Erinnerung an die „Tage charakterloser Minderjährigkeit“, die wir nun, so Gott will, für immer hinter uns haben!

